

Über die Autorin:

Lily Oliver wurde 1980 geboren und ist in München aufgewachsen, wo sie mit ihrem Mann lebt. Sie hat eine besondere Leidenschaft für gefühlvolle und bewegende Geschichten, in denen sie gerne vielschichtige Themen wie Organtransplantation aufgreift. Mehr Informationen über Lily Oliver und ihre Bücher auf www.lilyoliver.net

LILY OLIVER

*DIE TAGE,
DIE ICH DIR
VERSPRECHE*

ROMAN

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe September 2016
Knaur Taschenbuch
© 2016 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: Nele Schütz Design
Coverabbildung: Shutterstock/Katerina Izotova
Satz: Sandra Hacke
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51676-8

2 4 5 3 1

Für Iris

KAPITEL I

www.jungundherzkrank.de/Forum/Intern/showtopic27435

Re: Blödsinn, den man uns erzählt

Antwort von Gwen (vor zwölf Monaten)

»Mein Arzt sagt, die Familien der Spender sind froh, dass sie helfen können. Wie können sie froh sein? Jemand, den sie lieben, ist tot.«

Gwen

Ich weiß nicht, wer für mich gestorben ist.

Manchmal sehe ich ein Mädchen, neunzehn, so alt wie ich. Manchmal ist es ein älterer Mann. Heute Nacht war es eine Frau mit weit aufgerissenen Augen. Blut tropft von einer Wunde an ihrer Stirn. Autounfall.

Ich atme tief durch, schlage die Bettdecke zurück und versuche, den Gedanken zu verdrängen, dass sie mir ihr Leben gegeben hat. Ein Leben, das sie nicht geben wollte.

Über den Linoleumboden dringt Kälte in meine Füße. Ich begrüße das Gefühl, halte mich daran fest, bis der erstarrte Blick der Frau aus meinem Kopf verschwunden ist. Mit wenigen Schritten tapse ich zu dem winzigen Bad. Hoffentlich bin ich die Erste. Auf keinen Fall will ich wieder zurück ins Bett, wo die Schatten der Nacht auf mich warten.

Ein Seitenblick zu dem anderen Bett im Zimmer zeigt mir, dass Andrea noch in ihre Bettdecke gerollt ist. Sie erinnert mich immer ein bisschen an eine Mumie, wenn sie schläft. Vollkommen bewegungslos, die Arme an den Seiten lang gestreckt. Dunkle Punkte zeichnen sich

in ihren Ellenbeugen ab, und an beiden Unterarmen hat sie lange Narben, wo vor der Transplantation monatelang die Shunts für die Dialyse lagen. Vor ein paar Wochen hat sie eine neue Niere bekommen, und die walnussgroßen Buckel, die sie beim Beugen der Arme immer gespürt haben muss, sind verschwunden. Trotzdem kann sie sich nicht abgewöhnen, so zu schlafen, als wären sie immer noch da.

Ich drücke die Klinke der schmalen Tür herunter und schiebe mich ins Bad. Die Neonröhre flackert auf und zeigt brutal jeden Riss, jeden Fleck auf den türkisen Fliesen. Ohne einen Blick in den Spiegel ziehe ich mein Schlafanzugoberteil aus. Vorsichtig, so wie ich es mir nach der Operation angewöhnt habe, als jede Armbewegung, jeder Atemzug einen stechenden Schmerz in meinem Brustkorb auslöste. Auch die Schlafanzughose muss dran glauben. Es klackert leise, als ich auf die Waage steige. Der Zeiger pendelt hin und her, dann bleibt er auf einundsechzig Kilogramm stehen. Erleichtert atme ich aus. Alles wie immer. Keine Schwankung. Seit der Operation habe ich ein wenig zugenommen, was wahrscheinlich am Cortison liegt, das ich nehmen muss. Aber richtig aufgeschwemmt bin ich zum Glück nicht.

Ich trage den Wert in die Tabelle ein, die neben dem Waschbecken auf einem Regalbrett liegt. Dann messe ich Blutdruck und Puls. Auch diese Werte sind normal. Im Krankenhaus haben das die Schwestern gemacht, aber hier in der Reha machen wir es selbst, damit wir es mühelos beherrschen, wenn wir nach Hause gehen. Ich muss schlucken. Nach Hause. Heute gehe ich nach Hause.

Ich schlüpfte unter die Dusche und drehe das Wasser heiß auf. Nicht, weil ich es mag, sondern damit der Spiegel beschlagen ist, wenn ich wieder rauskomme. Ich will mein Gesicht, die schmutzig grauen Augen und die straßenkötterblonden Haare nicht sehen. Und vor allem nicht meine Brust. Ich habe das alles oft genug begutachtet.

Nachdem ich mich abgetrocknet habe, nehme ich die Salbe, die auf der Ablage über dem Waschbecken liegt, und betupfe damit ein paar

Mal die Narbe zwischen meinen Brüsten. Dann massiere ich sie, langsam, von oben nach unten. Inzwischen tut die Narbe nicht mehr weh, nur manchmal zieht oder juckt sie noch ein bisschen. Sie ist in den drei Monaten seit der Transplantation gut verheilt.

Als ich in ein Handtuch gewickelt aus dem Bad komme, ist Andrea wach. Sie sitzt mit fest übereinandergeschlagenen Beinen und Leidensmiene auf dem Bett.

»Du kannst rein«, sage ich.

Sie verdreht die Augen. »Na endlich!« Mit einem Satz ist sie aus dem Bett, rast ins Bad und knallt die Tür hinter sich zu. Während ich mich anziehe, höre ich sie rumoren. Ihre Routine ist die gleiche wie meine. Duschen, wiegen, eincremen. Die Tür wird wieder aufgerissen, und sie kommt aus dem Bad, splitterfasernackt. Sie rubbelt sich mit dem Handtuch die Haare trocken, während sie zu ihrem Schrank geht.

»Siebenhundert Gramm mehr«, nuschelt sie. Die Zahnbürste steckt noch in ihrem Mund. »Meinst du, das muss ich melden?«

Ich würde es tun, auch wenn es wohl nur eine tägliche Schwankung ist. Aber ich kenne Andrea mittlerweile gut genug, um zu wissen, dass sie keinen Aufstand machen will, wenn sie denkt, dass es keinen Grund dafür gibt.

Sie nimmt die Zahnbürste aus dem Mund. »Ich meine, ein halbes Kilo ist okay, und zweihundert Gramm mehr ist gar nichts.«

Ich hebe die Schultern. »Wenn sie nachher bei der Kontrolle nichts sagen, kannst du zur Sicherheit ja noch mal nachfragen. Fühlst du dich denn sonst gut? Tut irgendwas weh?«

Sie lässt die Hände sinken. Das Handtuch rutscht über ihre Schultern auf den Boden, und ihre rotbraunen Haare fallen wirr über ihren Rücken. Zögerlich betastet sie ihre Seite. Ihre Narbe ist viel frischer als meine. Andrea ist erst vor wenigen Tagen hierher verlegt worden.

»Nein. Alles normal.« Die Erleichterung in ihrer Stimme ist nur schwer zu hören, aber sie ist da. Man hat uns gesagt, worauf wir

achten müssen. Unübliche Schmerzen. Plötzliche Gewichtszunahme. Unregelmäßiger Puls. All das können erste Zeichen einer Abstoßung sein. Dann war alles umsonst. Das Warten, die Operation, die Reha.

Der Tod eines gesunden Menschen.

Das Zimmer fängt an, sich um mich zu drehen. Ich klammere mich an die Tür meines Schrankes und konzentriere mich auf die Aufgabe, ein T-Shirt herauszuziehen. *Deine Werte sind in Ordnung. Mehr als in Ordnung. Du hast Glück, so einen komplikationslosen Verlauf zu haben.* Wie ein Mantra wiederhole ich die Worte meines Arztes, bis ich mir Jeans, T-Shirt und Strickjacke angezogen habe. Dann gehe ich zu dem kleinen Tischchen auf meiner Seite des Zimmers. Dort steht eine weiße Tasche mit meinen Medikamenten, von der mir der Aufdruck »Transplantations- und Rehasentrum Berlin« grün entgegenleuchtet. Davor liegt ein Tabletteneinteiler aus durchsichtigem Plastik. Er hat vier Fächer: für morgens, mittags, abends und nachts. Nur zwei sind befüllt, das Fach für mittags wird inzwischen nicht mehr gebraucht. Ich habe die Tabletten für heute schon gestern Abend vorbereitet, damit die Schwester kontrollieren kann, ob ich es richtig gemacht habe. Nach sechs Wochen ist mir das in Fleisch und Blut übergegangen. Trotzdem überprüft sie es jeden Tag, wie das Protokoll es vorsieht.

Ich kippe etwas Wasser aus der Plastikflasche in mein Glas und lasse die Tabletten aus dem Abteil »morgens« in meine Hand fallen. Zuerst nehme ich die weiße Kapsel. Sie ist etwas kleiner geworden seit der OP. Eine geringere Dosierung. Danach kommt die kleine kreisrunde Tablette dran. Und zum Schluss die etwas größere längliche rosane. Sie bleibt fast in meinem Hals hängen, und ich muss mehrere Schlucke nachtrinken, bis sie endlich runterrutscht. Diese Tablette hasse ich besonders. Dabei habe ich Glück, denn ich muss nur eine davon nehmen. Andrea braucht drei. Sie flucht jeden Morgen wie ein Bauarbeiter, bis sie alle unten hat.

Auch jetzt höre ich sie hinter mir grummeln und schließlich das Glas auf ihren Tisch knallen. »Scheißdrecksdinge!« Sie dreht sich zu mir um. »Bist du fertig?«

Ich lege meine Box wieder auf das Tablett und nicke ihr zu. Gemeinsam machen wir uns auf den Weg zum Esszimmer. Es ist nur ein paar Türen den Gang runter.

»Hast du den Essensplan gesehen? Heute Abend gibt es Ravioli.« Sie grinst. »Ich liebe Ravioli. Endlich mal kein gedünstetes Gemüse.«

Meine Mundwinkel zucken. Das Essen ist ganz ordentlich, nur eben meistens sehr gesund. Wir sollen lernen, wie man sich vernünftig ernährt. Dafür organisieren sie auch Kochkurse.

»Ich bin heute Abend nicht da.« Nicht *mehr* da.

Andrea bleibt wie angewurzelt stehen. »Stimmt. Du kannst heute nach Hause! Mann, ich beneide dich.« Sie verzieht das Gesicht. »Ich muss mindestens noch zwei Wochen bleiben.«

»Das ist ja nicht lang«, antworte ich, aber sie redet schon weiter.

»Dann kann ich endlich wieder Rad fahren und laufen und ...«

»Bergsteigen im Himalaja.« Ich muss lächeln.

»Ja.« Ihre Augen leuchten. »Bergsteigen im Himalaja. Das wär's.« Sie weiß genau, dass es eine Weile dauern wird, bis sie all diese Dinge wieder machen kann. Aber sie lässt sich ihre Vorfreude nicht verderben.

Ich wünschte, ich könnte das auch.

Nach dem Frühstück gehe ich sofort zum Treppenhaus. Vor dem abschließenden Gespräch mit meiner Therapeutin habe ich noch etwas Zeit. Ich steige die wenigen Stufen in das Stockwerk direkt unter uns. Dunkelgrüne Wände im Flur, weiße in den Zimmern. Holzleisten auf Hüfthöhe, damit die Betten nicht gegen die Wand stoßen. Alles sieht

genauso aus wie auf der Rehasstation. Und doch ist hier nichts wie oben.

Ich gehe den Gang entlang und sehe aus den Augenwinkeln das Bild von dem kleinen Mädchen, das sich in der Sonne auf einer Wiese dreht. Ein dumpfes Ziehen macht sich in meinem Magen bemerkbar. *Bis zu dem Bild und zurück.* Das war in den letzten Wochen vor der OP mein Tagesziel. Bis auch das nicht mehr ging.

Ich komme an mehreren Türen vorbei, an anderen Bildern, die Fröhlichkeit vermitteln sollen, bis ich die Nummer 215 erreiche. Nur kurz zögere ich, dann klopfe ich und öffne die Tür. Sofort höre ich das Rattern und Summen, das Leni in den letzten Wochen täglich begleitet. Es vibriert in meinen Knochen, in meinen Muskeln, in dem neuen Herz. Ich klammere mich an der Türklinke fest. Am liebsten würde ich wieder verschwinden. Gleichzeitig will ich sie sehen, muss sie sehen, vor allem heute. Ich atme tief durch und betrete das Zimmer durch den kleinen, dunklen Flur, von dem das Bad abzweigt. Lenis Bad. Mein Bad. Sechs Monate lang.

Leni lehnt mit geschlossenen Augen an der hochgestellten Rückenlehne ihres Betts. Sie kommt mir winzig vor, wie ein Kind, dabei ist sie auch neunzehn. Ihre braunen Haare hat sie zu einem festen Zopf geflochten. Wie sehr habe ich sie immer um ihre dicken, glänzenden Locken beneidet. Jetzt wirken sie kraftlos und ausgemergelt, und weil sie nicht aufstehen darf, um sich die Haare zu waschen, sind sie ziemlich fettig. Lenis Mund steht offen, und ich erkenne sogar von hier aus, wie angestrengt sich ihr Brustkorb hebt und senkt. Ihr schweres Atmen mischt sich mit dem Rattern und Summen des Dialysegeräts. Noch hat sie mich nicht bemerkt. Noch könnte ich wieder gehen. Ich schließe die Augen. Was bin ich bloß für eine Freundin, dass ich das überhaupt denke? Mühsam mache ich die letzten Schritte bis zum Bett und setze mich an ihre Seite.

Als die Matratze einsinkt und das Bett quietscht, schlägt sie die Augen auf.

»Gwen!« Ein schwaches Lächeln legt sich auf ihre Lippen. Sie hebt eine Hand, und ich nehme sie in meine. Ihre Finger sind eiskalt. Ich versuche, ihr etwas von meiner Wärme abzugeben. Ich weiß noch genau, wie es sich anfühlt, immer so kalte Hände zu haben.

Mein Blick fällt auf die Stelle, an der früher mein Bett gestanden hat. Sie ist leer. Nur der rollbare Nachttisch steht verwaist in der Ecke. Unwillkürlich drücke ich Lenis Hand. Ich frage erst gar nicht, was mit der Frau passiert ist, die bis gestern dort lag.

»Gestern Nacht«, flüstert Leni, als wüsste sie genau, was ich denke. Mehr sagt sie nicht, sie muss es nicht erklären. Leni und ich hatten Glück, all die Monate, die wir nebeneinanderlagen. Ein Mann auf der Rehasation hat während seiner Wartezeit zwei Zimmernachbarn sterben sehen.

»Du gehst heute nach Hause.« Lenis Stimme ist rau und abgehackt.

»Ja. Nach Hause.« Die Worte bleiben mir beinahe im Hals stecken. Nach Hause.

Lenis Augen leuchten. »Wie schön. Ich freue mich für dich.« Ich sehe ihr an, dass sie es ernst meint. Auch als sie mir gesagt haben, dass es ein Herz für mich gibt, hat sie sich ehrlich für mich gefreut. Fast mehr als ich selbst.

Ohne es zu wollen, fixiere ich ihren Arm, in dem zwei dicke Schläuche stecken. Sie führen ihr Blut in das Dialysegerät und wieder zurück in ihren Körper, wenn es gereinigt ist. Leni ist herzkrank wie ich. Nein. Wie ich es gewesen bin.

Ihr Herz ist inzwischen so schwach, dass ihre Nieren Schaden nehmen könnten, wenn man sie sich selbst überlässt, deswegen muss ihr Blut gereinigt werden. Ich streichle vorsichtig über ihre Hand. Ich bin sicher, Leni würde alles tun, um hier wegzukommen. Weg von den Schläuchen, weg von dem Geruch und weg von der ständigen Hoffnung, dass ein Spenderherz gefunden wird. Wenn sie an meiner Stelle wäre, wenn sie ein neues Herz hätte und alles so gut verlaufen wäre

wie bei mir, würde sie sicher nicht mit diesem leeren Gefühl in der Brust herumlaufen. Sie würde die Klinik verlassen, überglücklich, so wie es sich gehört.

Warum kann ich mich nicht darauf freuen, dass ich endlich hier wegkomme? Warum bekomme ich kaum noch Luft, wenn ich nur daran denke, die Klinik zu verlassen?

Eine Weile schweigen wir uns an, und ich versuche, nicht zu bemerken, dass sie noch schlechter aussieht als gestern. Ihre Haut wirkt noch durchscheinender, ihre Arme noch dünner. Fieberhaft suche ich nach etwas, das mich davon ablenkt, wie dringend sie ein Herz braucht, und davon, dass sie wahrscheinlich keines bekommen wird.

»Gibt es was Neues von deiner Schwester?« Meine Stimme klingt wie ein Krächzen.

Leni deutet auf ihren Laptop, der auf ihrem Nachttisch steht. Ich stehe auf und ziehe das ausfahrbare Tischchen zu mir. Es dauert nicht lange, Claires Geocachingprofil aufzurufen.

»Zwei Fotos von gestern. Hast du die schon gesehen?«

Leni lächelt. »Klar.« Was für eine Frage. Natürlich hat sie sie gesehen. Sie schaut jeden Tag mehrmals nach. Seit sie mit ihrem GPS-Gerät nicht mehr selbst auf Schatzsuche gehen kann, tut ihre Schwester es für sie. Claire weiß, dass Leni sehnsüchtig auf jedes Foto wartet, das sie von einem neuen Cache macht, und hebt in jeder freien Minute an jedem Ort, an dem sie sich befindet, einen Cache nach dem anderen. Dabei macht sie immer zwei Fotos: Eins von der kleinen Dose mit dem Logbuch, in das man sich einträgt zum Zeichen dafür, dass man den Cache gefunden hat. Und eins vom Ort, an dem der Cache liegt. Natürlich nicht vom Versteck selbst, auch wenn das sicher spannend wäre. Manche Caches liegen unter einem losen Stein, andere sind per Magnet an eine Regenrinne geklebt, und wieder andere verstecken sich in einer Mauer hinter einem losen Ziegelstein. Aber das ist geheim, und die Cacher, die nach einem kommen, wollen selbst suchen und nicht gespoilert werden. Also fotografiert Claire lediglich die Aussicht in der

Nähe des Cache. Mal ist es ein wunderschöner kleiner Bach, mal eine riesige Mietskaserne. Geocaches sind überall.

Gestern hat Claire einen besonders großen Schatz gefunden. Auf dem Foto ist eine mittelgroße Tupperdose zu sehen, darin allerlei Krimskrams: Gummibälle, Spielzeugautos, *Star-Wars*-Sammelkarten. Man kann diese Dinge gegen etwas eintauschen, das man selbst hinterlässt. Aber Claire tauscht nicht. Sie legt nur etwas hinein. In jeden Cache, der groß genug ist, legt sie ein paar Organspendeausweise. Gelegenheit macht Spender, sagt sie immer.

Das andere Foto ist ein Panorama, eine kleine Stadt an einem glitzernden Fluss, von oben fotografiert. Wahrscheinlich Heidelberg, wo Claire studiert. Der Cache muss auf einer kleinen Anhöhe liegen.

Ich deute auf das Foto. »Wie schön es da ist.«

Leni nickt eifrig. »Wenn ich gesund bin, besuche ich sie.«

»Ja.« Ich wende das Gesicht ab, damit sie nicht sieht, dass meine Augen feucht werden. Ihr unverbesserlicher Glaube, dass auch sie eines Tages Glück haben wird, treibt mir jedes Mal die Tränen in die Augen. Wie kann sie sich so sicher sein, wo sie doch genau weiß, dass es so gut wie nie einen Spender gibt, der zu ihren Blutwerten passt?

Mein Blick fällt auf die kleine Uhr im rechten unteren Eck des Bildschirms. »Ich muss los.« Beinahe froh darum, dass ich gehen kann, springe ich auf. Ich bin wirklich die schlechteste Freundin der Welt. Warum kann ich nicht mehr wie Alex sein? All die Monate meiner Wartezeit hat er an meinem Bett verbracht. Fast jeden Tag war er da, und er ist immer lange geblieben. Auch als ich nicht mehr viel Ähnlichkeit mit dem Mädchen hatte, in das er sich vor zwei Jahren verliebt hat.

»Gehst du noch mal zu Sabrina, bevor du abgeholt wirst?«, fragt Leni.

»Ja.« Das schlechte Gewissen lässt meine Stimme schwanken. »Sie will mich noch mal sehen, ein paar letzte Dinge besprechen und so.

Bei Dr. Marenbach war ich gestern schon, und danach kommen meine Eltern, also ...«

Mir wird klar, dass ich nachher keine Zeit haben werde, Leni auf Wiedersehen zu sagen. Ich beuge mich zu ihr und lege die Arme um sie, ganz behutsam, als könnte ich sie zerdrücken, wenn ich unvorsichtig bin. »Ich komme dich besuchen«, sage ich. »Sooft ich kann. Dann lese ich dir auch was vor. So wie früher.«

»Tust du mir einen Gefallen?«, keucht sie.

»Alles«, antworte ich und meine es so. Monatelang war Leni der Mittelpunkt meiner Welt. Ohne sie hätte ich die Zeit nicht durchgestanden.

»Genieß den Sommer für mich mit, ja?«, flüstert sie. Sie drückt mich fest. Ihre knochige Schulter bohrt sich in meinen Arm, und alles, was ich denken kann, ist: Es ist nicht fair. Es ist einfach verdammt noch mal nicht fair, dass ich ein Herz bekommen habe und es mir gutgeht. Es ist falsch, dass ich gehen kann und sie bleiben muss.

Sabrina, die uns psychologisch betreut, sitzt mir gegenüber. Sie lächelt, und in ihren Augen liegt ein lebhaftes Glitzern. »Ich freue mich immer sehr, wenn ich jemanden nach Hause schicken kann.« Sie hält mir eine grüne Mappe hin. »Hier sind noch ein paar Broschüren, die für dich interessant sein könnten. Das meiste haben wir besprochen, aber es schadet nicht, wenn du es zur Not noch mal nachlesen kannst.«

Mit tauben Fingern nehme ich die Mappe entgegen und lasse Sabrinas weiteren Redeschwall über mich ergehen. Ich bekomme kaum mit, was sie sagt. In meinem Kopf gibt es nur einen Gedanken. Eine Frage, die ich ihr unbedingt stellen will. Was stimmt mit mir nicht? Ich krampfe die Hände um die Mappe.

»Gwen? Ist alles in Ordnung?« Ihr sanfter Tonfall dringt endlich zu mir durch.

Ich sehe sie an. Sie ist noch jung, vielleicht Ende zwanzig. In den letzten Monaten habe ich ihr alles gesagt. Ich habe von meinen Alpträumen erzählt und von den Gedanken an den Spender, die ich einfach nicht aus dem Kopf bekomme. Nur nicht, wie schlecht es mir wirklich geht. Dass ich ohne jeglichen Grund heulen könnte. Dass ich keine Freude spüre, sondern nur eine innere Leere. Dass mir schlecht wird, wenn ich nur daran denke, ein normales Leben zu führen.

»Gwen?«

Ich ringe mir ein Lächeln ab. »Ja. Alles in Ordnung.«

Ihr prüfender Blick zeigt mir, dass sie mir nicht glaubt. Sie will mehr hören. Ich überlege, was ich antworten kann, ohne sie anzulügen oder völlig verrückt zu klingen. Und undankbar. »Es ist nur ... ich fühle mich hier so sicher«, murmele ich.

Verständnisvoll mustert sie mich. »Du würdest gerne länger bleiben?«

Ich nicke. Dabei bin ich schon viel länger hier als viele andere.

Sabrina legt den Kopf schief. Ihre Art, einen anzusehen, gibt einem immer das Gefühl, dass man in guten Händen ist und dass ihr wirklich etwas an einem liegt. Das war vom ersten Tag an so. Vielleicht kann ich ihr deswegen nicht sagen, was für ein schrecklicher Mensch ich bin.

»Das ist völlig normal, Gwen. Nach zehn Monaten im Krankenhaus und in der Reha kommt es dir wie eine gewaltige Aufgabe vor, dich da draußen zurechtzufinden.«

»Ja, vielleicht.«

»Du brauchst keine Angst zu haben. Du hast tolle Fortschritte gemacht, alles sieht sehr gut aus.«

Das sagen sie mir alle. *Alles sieht sehr gut aus, Gwen. Du hast wirklich Glück, Gwen.* Warum fühle ich es dann nicht?

»Darf ich ... darf ich dich was fragen?« Meine Hände krallen sich so fest in die Mappe, dass die Seiten in meine Haut einschneiden.

»Alles, Gwen, das weißt du doch.«

Wie soll ich es ausdrücken, ohne zu viel zu verraten? »Die anderen, manche von ihnen ... Sie wirken so wahnsinnig glücklich.«

Sabrina fixiert mich prüfend. »Und du fragst dich, warum es dir nicht auch so geht?«

»Genau.« Meine Stimme ist tonlos.

»Jeder reagiert anders auf diese Erfahrung. Das ist völlig in Ordnung so. Du solltest dir deswegen keine Gedanken machen. Es ist okay, nicht dieses überschäumende Glück zu spüren.«

Ein bitteres Lachen entkommt mir, schnell verstecke ich es unter einem Husten. Kein überschäumendes Glück ist also okay. Das ist normal. Aber was ich empfinde, ist so weit weg von überschäumendem Glück, von Glück irgendeiner Art, das kann nicht normal sein. »Okay«, sage ich trotzdem. Es ist besser, nicht weiter nachzufragen.

Sabrinas durchdringender Blick ruht eine Weile auf mir, dann zieht sie eine Karte aus ihrem Kalender und reicht sie mir. »Hier. Das ist die Nummer von einem Kollegen von mir. Vielleicht wäre es gut, wenn du noch eine Weile zu ihm gehst.«

Ich halte die Karte in der Hand, unfähig, mich zu bewegen. Glaubt sie also auch, dass mit mir etwas nicht stimmt? »Ich weiß nicht ...«

»Das machen viele Patienten im Anschluss an die Reha«, beruhigt sie mich, und ich bin tatsächlich erleichtert. Sicher wäre es gut, jemanden zum Reden zu haben, auch wenn ich nicht mehr hier bin.

»Er ist meistens ziemlich ausgebucht, aber ich glaube, ihr würdet gut miteinander auskommen. Ich rufe ihn an und sage ihm, dass er dich so bald wie möglich einschieben soll.«

»Kann ich nicht weiter zu dir kommen?« Der Gedanke, mich einem völlig Fremden anzuvertrauen, macht mich nervös.

Sie schüttelt den Kopf. »Nein, tut mir leid. Ich behandle nur die Patienten hier auf den Stationen.«

Mit zusammengepressten Lippen nicke ich und schiebe die Karte zu den Broschüren in den Ordner.

»Gut, wo war ich?« Sabrina sieht auf ihren Zettel. »Ach ja. Das meiste, was die Hygiene und Ernährung zu Hause angeht, hast du schon während deines Aufenthalts hier gelernt.« Ihr Blick gleitet über das Papier, dann sieht sie auf. »Du hast einen Freund, Alex, richtig?«

»Ja, Alex.« Sofort ist das dumpfe Ziehen im Magen wieder da.

»Und ihr hattet früher schon Sex, hast du mir mal erzählt. Du weißt, dass ihr damit jetzt nicht mehr warten müsst?«

Ich blinzele sie an. Eigentlich sollte es mich nicht wundern, dass sie darüber spricht. Man erwartet wohl, dass Mädchen in meinem Alter sich wünschen, mit ihrem Freund zu schlafen.

Ihre Mundwinkel zucken. »Viele glauben, dass man warten muss. Aber deine Werte sind in Ordnung, dein Puls bei leichter körperlicher Betätigung ist nicht zu hoch.«

Meine Wangen werden heiß. Leichte körperliche Betätigung? Was für eine Vorstellung von Sex hat sie denn bitte?

»Sobald du dich gut genug dafür fühlst, spricht nichts dagegen. Nur solltet ihr mindestens die nächsten drei Monate noch unbedingt mit Kondomen verhüten, um die Infektionsgefahr für dich gering zu halten, okay?«

Wieder nicke ich. Langsam komme ich mir vor wie ein Wackel-dackel.

»Und mach dir keine Sorgen, Gwen. Pass auf dich auf, achte auf dich, an den Rest wirst du dich mit der Zeit gewöhnen.«

Als ich zurück in mein Zimmer komme, warten meine Eltern schon auf mich. Auch Alex ist da. Natürlich. Er ist immer da. Nur mein Bruder Tom fehlt. Sicher hat er einen Kurs an der Uni, den er nicht schwänzen kann. Sie tragen alle einen Mundschutz, um die Patienten auf der Station nicht durch Keime zu gefährden. Trotzdem sehe ich an ihren Augen, dass sie lächeln.

Ein wenig unschlüssig stehe ich vor ihnen, bis Mama mich in ihre Arme zieht. »Endlich geht es nach Hause.« Sie streicht mir über die Haare, und ich zwingen mich, ihre Umarmung zu erwidern. Als sie mich loslässt, legt Papa einen Arm um mich und presst mich kurz und heftig an seine Seite, dann überlässt er mich Alex, der seinen Mundschutz ein Stück nach unten zieht und mir einen schnellen Kuss auf die Lippen drückt. Ich muss daran denken, was Sabrina über den Sex gesagt hat. Ob Alex es erwartet? Bestimmt wünscht er es sich. Das letzte Mal ist über ein Jahr her.

»Ist das was Wichtiges?« Mama deutet auf die Mappe in meinen Händen. »Soll ich es nehmen, während du deine Sachen holst?«

Froh, den Blick von Alex abwenden zu können, sehe ich nach unten. Unter dem Gummizug der Mappe steckt noch eine Überweisung an ihren Kollegen, die Sabrina mir mitgegeben hat. Ich reiche Mama die Mappe. Ihr Blick fällt auf die Überweisung. »Psychotherapie?«

Papa runzelt die Stirn. »Brauchst du das jetzt noch?« Er redet nicht weiter, aber sein Blick spricht Bände. *Muss ich mir Sorgen machen?*

»Das ist nur zur Sicherheit«, murmele ich. »Ich muss da nicht hingehen.«

Erleichterung huscht über Papas Gesicht. Zum ersten Mal fällt mir auf, dass er viel älter aussieht als vor einem Jahr. Bisher habe ich es nicht bemerkt, weil er dunkelblonde Haare hat, aber bei genauerem Hinsehen entdecke ich überall Grau.

Mamas Haare sind dunkelbraun wie immer, und doch ist da etwas, eine Art innere Erschöpfung, die nach außen strahlt. Vielleicht liegt es an den Fältchen um ihre Augen und auf der Stirn. Es sieht aus, als ob ihre Sorge sich tief in ihre Haut eingegraben hat. Meine Krankheit hat auch an meiner Familie deutliche Spuren hinterlassen.

»Dann können wir das ja entsorgen.« Papa greift nach der Überweisung.

Mama drückt seine Hand. »Lass mal. Es ist doch gut zu wissen, wohin man sich wenden kann, wenn mal was ist.« Lachfältchen bilden

sich in ihren Augenwinkeln. »Auch wenn ich sicher bin, dass es nicht nötig sein wird.«

Die Zuversicht in ihren Worten schnürt mir die Luft ab. »Ich hole meine Sachen«, sage ich, bevor der Flur Gelegenheit bekommt, sich um mich zu drehen. Ich weiß jetzt schon, dass ich ihnen nicht werde sagen können, wenn mal was ist.